

# VON DER FREIHEIT EINES RUNDFUNKMENSCHEN

## Gedanken über die Begegnung mit Martin Luther im Hörfunk

Von Matthias Viertel

*»Man sol auff der cautzel die zitzen herauß ziehen und daß volck mit Milch trencken.«<sup>1</sup>*

Unter kirchlichen engagierten Journalisten kursiert die Redensart, der Apostel Paulus selbst sei einer der ersten Repräsentanten dieses mitteilbaren Berufsstandes gewesen. Immerhin habe er sich mit seinen Schreiben an die verschiedenen Gemeinden in Kleinasien eines Mediums bedient, das die christliche Botschaft an größere Kreise der Öffentlichkeit bringen sollte. Mag diese Zuordnung auch ein wenig überspitzt wirken, so zeigt sie doch, daß christliche Verkündigung sich von Anfang an publizistischer Mittel bediente, um eine möglichst große Breitenwirkung zu erzielen. Besonders deutlich wird diese Tendenz, wenn die Aufmerksamkeit von der Tätigkeit des Apostels auf die Arbeitsweise des Reformators Martin Luther gelenkt wird. Er, dessen Name fast schon automatisch mit der Erfindung des Buchdrucks in Verbindung gebracht wird, nutzte das neu erfundene Printmedium in einer Weise, die ihn wirklich zum Ahnherrn aller Publizisten macht: Kommentare, Glossen, Sendschreiben und Übersetzungen – da finden sich die Grundlagen vieler jener literarischen Gattungen, die auch heute noch für den Journalisten bestimmend sind. Und auch im Tempo könnte sich Luther dem heutigen Stil gut anpassen, waren mitunter doch gleich mehrere Druckereien gleichzeitig damit ausgelastet, seinem Schaffensdrang nachkommen zu können: »Luther brauchte nur eine neue Schrift in Wittenberg herauszugeben, sofort stürzten sich in Leipzig, Nürnberg, Augsburg, Straßburg, Basel und anderen Städten die Drucker auf sie und druckten sie nach, und zwar in der Regel gleich zwei, drei, vier Druckereien in einer Stadt zugleich.«<sup>2</sup>

Etwas sonderbarer mag dagegen die Ankündigung »Martin Luther im Hörfunk« auf den ersten Blick wirken, scheint doch der passionierte Schreiber nicht so recht in den Rahmen der elektronischen Medien zu passen. Gerade die lutherische Kirche ist eine auffallend stabile Ehe mit dem gedruckten Wort eingegangen, wird allerorts doch von der »Heiligen Schrift« gesprochen, an deren Verfügbarkeit Luther ja auch seinen unüber-

<sup>1</sup> WA TR 3, Nr. 3421.

<sup>2</sup> Zitiert nach G. Ebeling, Luther, Tübingen 1981, 56.

sehbarer Anteil hat; und gerade die Frommen unter den Christen halten starr an dem ›Wort Gottes‹ in seiner geruckten Form fest. Dennoch ist gegen Ende des 20. Jahrhunderts deutlich geworden, in welchem Maße die elektronischen Massenmedien wie Hörfunk und Fernsehen das Interesse am alt-ehrwürdigen Buchdruck verändert und auch eingeschränkt haben. Rainer Volp schätzt sogar den Anteil der Bevölkerung, der nach der elektronischen Kulturwende noch über Literatur redet, auf ganze 3 Prozent<sup>3</sup>.

Gleichzeitig ist nicht mehr zu übersehen, daß der überwiegende Teil der Gesellschaft der Kirche überhaupt nur noch in den Massenmedien begegnet. Wer nachfragen würde, könnte schnell bestätigt finden, daß eine überwältigende Mehrheit das »Wort zum Sonntag« im Fernsehen und die »Morgenandachten« im Hörfunk als die einzigen regelmäßigen Berührungspunkte mit Kirche und religiösen Themen kennt. Aus dieser Sicht bekommt das Thema »Martin Luther im Rundfunk« tatsächlich einen ganz neuen Stellenwert.

Zum einen muß ihm ein spezifisch kirchliches Interesse entgegengebracht werden, denn in bezug auf die Grundlagen einer Konfession gilt es hier doch, wesentliches über den Glauben zu vermitteln, der sich noch immer explizit als lutherisch versteht. Zum anderen aber – und da sind die Vertreter der »sprechenden« Medien besonders betroffen – geht es auch um ein didaktisches Moment. Martin Luther der Sprachschöpfer muß eine Herausforderung für alle jene darstellen, die Glaubensfragen in gesprochene Worte bringen sollen, und das um so mehr, je deutlicher das Wort auf das ausschließliche Hörereignis eingeschränkt ist. Denn letztlich galt Luthers Interesse am Buchdruck nicht etwa dem Buch als solchem, sondern einem neu erschlossenen Medium, das zu seiner Zeit besonders massenwirksam war. Vielleicht ist die Frage müßig, ob und wie Luther sich heute der elektronischen Medien bedienen würde; andererseits lohnt dieses Gedankenspiel schon deshalb, um erneut zu vergegenwärtigen, wie konsequent sich der Reformator für das gesprochene Wort einsetzte und den toten Buchstaben der Schrift bzw. des Druckes allenfalls als eine Zwischenstation akzeptierte: »Darum ist's gar nicht neutestamentlich, Bücher schreiben von christlicher Lehre, sondern es sollten ohne Bücher an allen Orten sein gute, gelehrte ... Prediger, die das lebendige Wort aus der alten Schrift zögen und ohne Unterlaß dem Volk einbläuten, wie die Apostel es getan haben.«<sup>4</sup>

Es ist die sprechende Funktion des Wortes, die Luther so wichtig erscheint, daß er darüber sogar die biblische Schrift als zweitrangig einordnet. Ihm ist deshalb der klare Hinweis zu verdanken, bei der Bibel handle es

<sup>3</sup> Vgl. hierzu R. Volp, Die Kunst heute die Bibel zu lesen. In: PTh 74 (1985) 295.

<sup>4</sup> Vgl. M. Luther, WA 10 I 1, 626, 15–18.

sich eben nicht um puren Lesestoff, sondern um ein Mundbuch, das erst dann zum Leben erwacht, wenn es weitergeführt und weitergesprochen wird. Insofern könnte man den zitierten Passus auch als die erste Forderung an kirchliche Hörfunkarbeit deuten. Gerade dort steht die Notwendigkeit im Vordergrund, biblische Geschichte in lebendige Rede zu verwandeln – und das gleich in zweierlei Hinsicht: Erstens geht es um die bereits erwähnte sprachliche Anpassung, denn um religiöse Inhalte in einen durch und durch säkular verstandenen Kontext einzubetten, bedarf es besonderer Feinfühligkeit in der Formulierung. Zweitens aber geht es auch ganz im Sinne Luthers um die Aktualisierung der Inhalte. Beide Momente sind für die Beschäftigung mit »Luther im Hörfunk« maßgeblich und können darüber hinaus auch wegweisend für eine spezielle Rundfunk-Homiletik sein.

## I.

Wer sich in einem Medium der Umgangssprache mit theologischen Inhalten beschäftigen muß, beruft sich nur zu gerne auf Martin Luther. Seine Feststellung »ein ittliche sprag hatt ir eigen art.«<sup>5</sup> wird mit Vorliebe herangezogen, wenn eine Legitimation für volkstümlich derbe Ausdrucksweisen oder zeitgemäße Darstellungsformen gesucht wird. So wird beispielsweise Luther argumentativ herangezogen, um die sprachliche und musikalische Oberflächlichkeit im Fließprogramm des kommerziellen Rundfunks zu legitimieren: »Luther war wie manche Kirchenväter der Unterhaltung sehr zugeneigt und prägte manch saftiges Wort, das heute nicht der berühmteste Entertainer im Rundfunk zu sagen wagt ... (er) hat viele Kirchenlieder geschrieben und dabei unbefangenen Melodien von Gassenbauern seiner Zeit übernommen. Zu ·satisfaction· von den Rolling Stones würde er heute nur einen besseren Text schreiben.«<sup>6</sup>

Wie zweischneidig solche Argumentation allerdings sein kann, verdeutlicht eine genauere Beschäftigung mit dem Textabschnitt über die »Sprache der Gasse«, der immer wieder als Beleg für saloppe Sprechweise herhalten muß. Wörtlich heißt es dort: »Denn man muß nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll Deutsch reden, wie diese Esel tun, sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gasse, den gemeinen Mann auf dem Markt darumb fragen, und denselbigen auf das

<sup>5</sup> WA TR 5, Nr. 5521.

<sup>6</sup> R. Thun, Den Musikteppich knüpfen mit religiösen Motiven. In: Nordelbische Stimmen 11 (1988) 284.

Maul sehen, wie sie reden und danach dolmetschen. So verstehen sie es dann und merken, daß man deutsch mit ihnen redet.«<sup>7</sup>

Im Kontext geht es Luther bei dieser Argumentation um Probleme der Übersetzung, also um einen Dolmetsch-Prozeß, bei dem zwar eine adäquate Neufassung der biblischen Sprache nicht unabhängig von der jeweilig geltenden Umgangssprache entstehen soll. Falsch verstanden wäre Luther aber dennoch, wollte man ihm programmatisch eine Sprache der Gosse unterstellen.

Um Schlichtheit und treffenden Ausdruck ging es ihm, um die Sprache der Gasse und nicht etwa um platte und saloppe Wortwahl der Gosse. Ausgangspunkt seiner These war jedenfalls der Streit um die Übersetzung von Röm 3,28, bei der Luther für die Aussage, der Mensch werde ohne des Gesetzes Werke *allein* durch den Glauben gerecht, ein verstärkendes *sola* hinzugefügt und damit die buchstabengetreue Übersetzung zweifelsohne zugunsten der Verständlichkeit seiner Aussage geopfert hatte. Die weitgehend zeitgemäße und deshalb heute oft überbewertete Grobheit mancher seiner Ausdrücke darf wohl nicht darüber hinwegtäuschen, mit welcher Akribie Luther nach dem passenden Ausdruck suchte und niemals die schlichte Sprache auf Kosten der Präzision des Inhaltes benutzte.

Noch eindeutiger verhält es sich mit der Musikanschauung Luthers, die immer wieder auf den einstimmigen Choral eingeengt wird, um diesen dann auch noch mit dem populären Schlager auf eine Stufe zu stellen. Der Reformator war jedoch allzusehr Musikliebhaber und Fachmann, als daß er die didaktische Funktion des Gemeindegesangs mit ästhetischen Fragen vermischt hätte. Nur, um die Übermittlung eines sinnvoll-lehrhaften Textes durch das Mittel der einprägsam einfachen Melodie geht es in unserer Schlagerwelt schon lange nicht mehr.

Und so ließ er denn auch keinen Zweifel daran, daß Musik vortrefflich zur Rekreation des Gemütes geeignet sei, dieses aber um so besser vermöge, je kunstvoller sie gestaltet sei. Ihn, der sich selbst im Komponieren einer vierstimmigen Motette als Musikkenner bewiesen hat, zum Fürsprecher einer seichten Unterhaltungsmusik zu machen, ist sowohl theologisch als auch historisch einfach falsch, weil darin die industriell gefertigte Konsumware heutiger Unterhaltungsprodukte mit rhetorischen Elementen innerhalb eines Kunstproduktes unberechtigterweise vermischt wird.

Wenn sich also schon eine spezielle Rundfunk-Homiletik auf Martin Luther beruft, dann wäre es ein grundsätzliches Mißverständnis, hier primär von Kategorien der Unterhaltung auszugehen. Ganz zu schweigen von dem Problem, daß »Unterhaltung« für Luther allenfalls in der rhetorischen

<sup>7</sup> Vgl. M. Luther, WA 30 II, 637, 17–22.

Triade von *decere-movere-delectare* vorkommt, während der Unterhaltungsbegriff in der heutigen Umgangssprache von der Dichotomie sogenannter »U« – und »E« – (Unterhaltung contra Ernst) Kategorien bestimmt ist und somit von einer ganz anderen Konnotation ausgeht<sup>8</sup>.

Verräterisch zeigt sich hier der Begriff der Moderne, denn in der dichotomischen Struktur scheint das Alte und Anspruchsvolle (»E«) diametral dem Modernen und Unterhaltenden (»U«) gegenüberzustehen. Eine Theologie, die sich in diesem Sinne apodiktisch dem Modernen zuwendet – und es mag bezeichnend sein, daß zwar immer wieder eine »moderne«, aber wohl niemals eine »avantgardistische« Kirche verlangt wird –, kann sich legitimerweise nicht auf Luther berufen. Stattdessen gilt festzuhalten, inwieweit es ihm in allen Angelegenheiten der Präsentation, sowohl der sprachlichen als auch der musikalischen, immer um einen seelsorgerlichen Ansatz ging. Die Wahrheit des Evangeliums in einer Weise mit den aktuell bewegenden Fragen der Zeitgenossen so in Einklang zu bringen, daß weder die Glaubwürdigkeit – und hier scheint ein Hinweis auf die sprachliche Symbiose von »Glaube« und »Würde« durchaus angebracht – noch die nachvollziehbare Betroffenheit Schaden leidet. Diese von Gerhard Ebeling als »hörendes Gewissen« bezeichnete Kategorie sollte zum zweiten Kriterium einer Rundfunkarbeit werden, die sich dezidiert als lutherisch versteht.

## II.

Die Überschrift »Martin Luther im Rundfunk« legt zunächst einmal zwei verschiedene Sichtweisen nahe: Ginge es nur um die Darstellung von Leben und Schaffen des Reformators, wie es beispielsweise in Schulfunkbeiträgen und entsprechenden Feature-Sendungen anzutreffen ist, dann könnte das Thema so behandelt werden wie im Falle anderer bedeutender Gestalten der Historie auch. Aber bewegender noch als das explizite Thema »Luther« ist wohl die Frage, inwieweit lutherische Gedanken und Standpunkte implizit sich in dem Selbstverständnis kirchlicher Hörfunkarbeit wiederfinden lassen. Ernst Käsemanns Schlagwort vom »Gottesdienst im Alltag der Welt« mag das Grundanliegen Luthers am deutlichsten wiedergeben. Doch wie läßt sich ein seelsorgerlicher Ansatz, der zu Recht als Gottesdienst im Alltag der Welt bezeichnet werden kann, ausgerechnet im elektronischen Massenmedium realisieren? Solange man davon ausgeht, daß das Wesentliche einer seelsorgerlich ausgerichteten Verkündigung in der persönlichen Begegnung liegt, solange muß das anonyme Massenmedi-

<sup>8</sup> Vgl. hierzu A. Grözinger, Predigt als Unterhaltung. In: PTh 76 (1987), 425–440.

um als denkbar ungeeignet erscheinen. Gerade die zwischenmenschliche Kommunikation, die für Gottesdienst, Bibelkreis und entsprechende Gemeindeaktivitäten maßgeblich ist, trifft in dem gewohnten Sinne hier nicht zu. Und dennoch läßt sich das Problem lösen, denn das elektronische Massenmedium ist zwar Rahmen für ein Publikum, das nach hunderttausenden gezählt wird, es ist absolut anonym – jedenfalls auf der Rezipientenseite –, Blickkontakt ist unmöglich und unerwünscht. Aber diese strikten Vorannahmen täuschen, denn innerhalb der schier unübersehbaren Masse zählt der Hörer/die Hörerin als Individuum, und zwar in einem Maße, wie es selbst im Gottesdienst nicht der Fall ist. Im Hörfunk spricht der Moderator im Prinzip zu einer Einzelperson, und zwar im durchschnittlichen Abstand von ca. einem Meter (das ist der normale Abstand zwischen Lautsprecher und Hörer), gruppenweise wird Hörfunk selten wahrgenommen. Gleichzeitig kehrt sich dabei die Anonymität der Masse in eine Intimität um, da im Gegensatz zu anderen Verkündigungsformen die radiophone Botschaft direkt in die Wohnungen der Hörer kommt, ungefragt und unerwartet.

So kommt es, daß die Kriterien der Masse und der Anonymität eigentlich ins Gegenteil verkehrt werden, wenn man nicht von der Struktur des Mediums, sondern von der konkreten Hörsituation ausgeht: Der Beitrag im Hörfunk ist eine Begegnung zwischen zwei Menschen, von denen der eine spricht und der andere zuhört. Vorteilhaft an dieser Situation – und die Telefonseelsorger werden das gut verstehen – ist die Zwanglosigkeit des Angebotes. Wohl kein anderes Gespräch kann so schnell unterbrochen werden wie gerade das Angebot aus dem Radio. Die Hörer und Hörerinnen können eigentlich nur gelockt werden, sich als Partner in einem Dialog zu verstehen, der zugegebenermaßen nur einseitig abläuft, bei dem sie aber gerade deshalb die Chance haben, sich ohne jegliche Verpflichtung ansprechen zu lassen. Das erfordert allerdings von dem Autoren des Hörfunkbeitrages ein ausgewogenes Verhältnis von Nähe und Distanz. Seelsorgerlich wirkt er dann, wenn er durch den Inhalt seiner Worte nahe an die existentiellen Fragen der hörenden Person heranrückt, wenn er wirklich zu einem einzigen Individuum spricht und sich nicht von der Masse irritieren läßt, gleichzeitig jedoch in der Sprechweise eine sorgsame Distanz wahrt, um den potentiellen Gesprächspartner nicht zu vereinnahmen bzw. zu bevormunden. Dialogische Qualität erhält der Hörfunkbeitrag also nicht durch die Zahl der mitwirkenden Stimmen, sondern durch die Berücksichtigung der Gedanken und Gefühle meines unsichtbaren Gegenübers. Martin Luther hat dieses ausgewogene Verhältnis von Nähe und Distanz einmal in einer Predigt zur Fastenzeit beschrieben und dabei gleichzeitig die Grenze seines eigenen missionarischen Eifers markiert: »Summa summarum: Pre-

digen will ich's, sagen will ich's, schreiben will ich's. Aber zwingen und dringen mit Gewalt will ich niemanden, denn der Glaube will willig und ungenötigt angenommen werden.«<sup>9</sup>

Was sich in diesen Worten so plausibel anhört, birgt in der Praxis der Hörfunk-Verkündigung doch so manche Versuchung. Schon das Mittel der rhetorischen Frage, die in der traditionellen Morgenandacht fast zum Klischee verkommen ist, überschreitet meistens diese Grenze, indem sie dem Hörer eine Frage aufzwingt, über deren Berechtigung er gar nicht mehr selbst zu entscheiden hat. Aufgezwungene Glaubensgewißheit zeigt sich aber auch dort, wo der potentielle Dialogpartner in seiner existentiellen Ganzheit nicht ernstgenommen wird und ihm stattdessen die Glaubensvermittlung – ganz nach Maßgabe der Werbestrategie – als eine »perfekte Lösung« oktroyiert wird.

Es ist kein Zufall, daß Luther die zitierten Worte über den freiwilligen, nicht-zwingenden Charakter seiner Predigt gerade im Anschluß an seine Ausführungen »Von der Freiheit eines Christenmenschen« geschrieben hat. Der Kernsatz dieser großartigen Freiheitsschrift, demzufolge ein Christenmensch ein freier Herr über alle Dinge und niemandem untertan, zugleich aber auch ein dienstbarer Knecht und jedermann untertan sei, gibt das dritte Kriterium wieder, das über eine lutherisch verstandene Hörfunkarbeit gesetzt werden müßte. Allerdings sollte diese Freiheit des Glaubens unter Berücksichtigung der Dienstbarkeit am Nächsten dem Christenmenschen, der den Beitrag im Radio hört, genauso eingeräumt werden wie dem Autoren des Beitrages selbst.

### III.

Nicht *über* Martin Luther eine Hörfunksendung zu gestalten, sondern ihn in scheinbar aktueller Präsentation selbst in Erscheinung treten zu lassen, war der Grundgedanke eines Beitrages, der anläßlich des Reformationstages 1990 im Norddeutschen Rundfunk ausgestrahlt wurde. Hier sollte das Thema »Luther im Hörfunk« einmal wörtlich verstanden werden, und zwar in einer Weise, in der die stimmliche und sprachliche Präsentation authentisch wirkt, gleichzeitig aber der Themenbereich höchste Aktualität vermittelt. Durch diesen dramaturgischen Trick – so das Grundanliegen des Redakteurs – müßte die Person Luthers und die Tradition des Reformationstages von der ein wenig verstaubten Aura befreit und für die Hörerinnen und Hörer unmittelbarer nachvollziehbar werden.

<sup>9</sup> WA 10 III, 18, 10–12.

Ganz bewußt wurde deshalb die Fiktion während der Sendung nicht aufgelöst und lediglich im Nachspann auf die Person hingewiesen, die hier den Part des Reformators übernommen hatte. Um auch in der journalistischen Form die scheinbar unmittelbare Gegenwart und Aktualität Luthers aufzugreifen, wurde der Stil des Interviews gewählt, wobei zugunsten der spontanen Reaktion und der lebendigen Gestaltung auf ein Manuskript verzichtet werden mußte. Möglich wurde dieses Unternehmen allerdings nur dadurch, daß sich mit Prof. Dr. Gerd Bockwoldd ein Theologe zu diesem Experiment zur Verfügung stellte, der Freude an diesem ›Spiel‹ mit den notwendigen Sachkenntnissen in Einklang brachte und im Verlauf des Interviews tatsächlich in die Rolle Luthers schlüpfen konnte. Daß dann nicht alles hundertprozentig so verlief, wie es vielleicht zu wünschen wäre, liegt an den live-Bedingungen der Sendung, macht vielleicht aber gerade auch das Reizvolle dieses fiktiven Interviews aus.

#### NDR I – Sonntags bei uns – 18. November 1990

Guten Morgen und herzlich willkommen. Am kommenden Mittwoch ist wieder einmal Reformationstag. Wir haben aus diesem Grunde versucht, den Experten einzuladen, der nun wirklich untrennbar mit diesem besonderen Datum verbunden ist. Leicht war es nicht – immerhin ist er nicht mehr ganz jung, genau gesagt, wurde er am 10. November 1483 in Eisleben geboren. Aber deshalb freue ich mich nun um so mehr, daß es uns doch nach einigen Mühen gelungen ist: Bei uns im Studio begrüße ich ganz herzlich Dr. Martin Luther.

»Ja, guten Morgen, Herr Viertel.«

»Martin Luther, hätten Sie es sich eigentlich damals träumen lassen, daß es Ihnen zu Ehren noch 500 Jahre später einen Reformationstag geben würde?«

»Nein, auf den Gedanken wäre ich nie gekommen. Allerdings wurde es schon zu meiner Zeit Mode, daß sich einige meine Anhänger auf mich berufen haben und sich dann ›lutherisch‹ nannten – ebenso wie die Gegner unter dem Begriff ›Papisten‹ firmierten. Aber ich habe das eigentlich nie für gut gehalten.«

»Sie haben sich sogar einmal sehr abfällig über diese Tendenz geäußert und dann konsequent gefordert, man solle sich auf keinen Fall ›lutherisch‹ nennen.«

»Ja, wenn Sie meine Worte hören wollen, die ich damals geäußert habe, gerne: ›Zum ersten bitte ich, man wolle meines Namens geschweigen und sich nicht lutherisch sondern Christ nennen. Was ist Luther? Ist doch die Lehre nicht mein. So bin ich auch für niemand gekreuzigt. S. Paulus 1. Cor. 3 [v. 4.5] Wiltt nicht leiden, daß die Christen sich sollen nennen ›paulisch‹ oder ›petrisch‹ nennen, sondern Christen. Wie käme denn ich armer stinkender Madensack dazu, daß man die Kinder Christi sollte mit meinem heillosen Namen nennen?«<sup>10</sup>

<sup>10</sup> Vgl. WA 8, 685, 4–10.

»Herr Luther, ich vermute einmal, mit dieser Selbstbescheidung könnte sich sogar der Papst heute vortrefflich arrangieren. Haben wir Sie denn so grundsätzlich mißverstanden, als wir uns als Folge Ihres Wirkens in einer lutherischen Kirche zusammenfanden? Oder waren Ihnen die Folgen ihrer Auseinandersetzung mit dem Papsttum selbst in der ganzen Tragweite nicht so recht klar? Immerhin haben Sie in den Schmalkaldischen Artikeln doch ganz andere und sehr deutliche Worte gefunden?«

»Da haben Sie recht. Die Schmalkaldischen Artikel sind von mir verfaßt worden aus Anlaß des bevorstehenden Konzils, das der Papst einberufen wollte, was aber dann tatsächlich nicht zustande kam. Ich habe damals – übrigens war ich sehr krank zu der Zeit – Artikel abgefaßt, von denen ich geschrieben habe, das sind die Artikel, auf denen ich bestehen muß und bestehen will bis in meinen Tod, so Gott will. Und ich weiß an ihnen nichts zu ändern oder nachzugeben. Dazu gehört z.B. die Auffassung von der Kirche – wenn ich das noch einmal in Erinnerung rufen darf:«

»Ja bitte.«

»Wir gestehen ihnen nicht zu, daß sie die Kirche seien, und sie sinds auch nicht. Und wir wollens auch nicht hören, was sie unter dem Namen der Kirche gebieten oder verbieten, denn es weiß gottlob ein Kind von 7 Jahren, was die ›Kirche‹ sei – nämlich die heiligen Gläubigen und die Schäflein, die ihres Hirten Stimme hören. Denn so beten die Kinder: ›Ich glaube eine heilige christliche Kirche.‹ Diese Heiligkeit besteht nicht in Chorhemden, Tonsuren, langen Röcken und anderen bei ihnen gebräuchlichen Zeremonien, wie sie von ihnen über die Heilige Schrift hinaus erdichtet worden sind, sondern im Wort Gottes und rechtem Glauben.«<sup>11</sup>

»Ich hab' noch viel mehr in dieser Schrift gesagt und damals gemeint, also sind und bleiben wir ewiglich geschieden und widereinander.«

»Wenn das für Sie auch heute noch gilt, hätte der Reformationstag – einmal abgesehen von der mißverständlichen Bezeichnung der ›lutherischen‹ Kirche – ja doch eine unersetzliche Bedeutung?«

»Nicht ganz, würde ich sagen. Es war damals die Zeit der Auseinandersetzungen. Die Probleme waren existenziell: hautnah, wie man heute sagen würde. Allerdings sehe ich noch immer große Aufgaben für die Zukunft. Das betrifft beispielsweise das Abendmahl, bei dem es noch große Divergenzen gibt. Es gibt keine echte Tischgemeinschaft, wie ich beobachten konnte. Die Probleme der konfessionsverschiedenen Ehe sind da. Mit dem Ergebnis, daß die Partner sich ein Tertium suchen, sich von der Kirche, von ihrer Herkunftskonfession, distanzieren; und auch der ökumenische Gottesdienst hat nach wie vor seine Probleme.«

»Martin Luther, in diesem Jahr begehen auch die Bürger der ehemaligen DDR erstmals den Reformationstag unter neuen Vorzeichen. Und sie haben sogar einen staatlichen Feiertag daraus gemacht, obwohl die Bürger dort ja eher in der Tradition von Thomas Münzer und Karl Marx stehen. Ich habe Ihnen da ein Zitat mitgebracht von Karl Marx. Er hat über Sie geschrieben:

›Luther hat den Glauben an die Autorität gebrochen, weil er die Autorität des Glaubens restauriert hat. Er hat die Pfaffen in Laien verwandelt, weil er die Laien in Pfaffen verwandelt hat. Er hat den Menschen von der äußern Religiosität befreit,

<sup>11</sup> Vgl. WA 50, 249, 24–250, 12.

weil er die Religiosität zum innern Menschen gemacht hat. Er hat den Leib von der Kette emanzipiert, weil er das Herz in Ketten gelegt.<sup>12</sup>

»Soweit die Worte von Karl Marx – ärgert Sie diese Charakterisierung?«

»Ich spüre zunächst einmal Polemik aus den Worten Marxens, dennoch glaube ich, daß Marx mich richtig interpretiert. Ohne allerdings die richtigen Schlüsse zu ziehen. Ich meine, er hätte weiterdenken müssen. Ich befinde mich in Übereinstimmung mit Paulus, und insofern hat Marx hier richtig gesehen: Der von der Sünde Befreite – sagt Paulus – ist Knecht der Gerechtigkeit. Oder ich habe in der Schrift ›Von der Freiheit eines Christenmenschen‹ geäußert, der Christ ist ein freier Mensch und gleichzeitig ist er jedermann Untertan. Diese Dialektik – meine ich – hätte Marx sehen müssen.«

»Daß Sie damals die Pfaffen alle am liebsten in Laien verwandelt hätten, wie Marx es erwähnt, das kann ich mir gut vorstellen. Aber hofften Sie wirklich, die Autorität der Römischen Kirche dadurch zu brechen, daß Sie die Laien alle in Pfaffen verwandelten?«

»Das ist in der Tat das Zentrum meiner Aussage gewesen. ›Christus‹ – so habe ich in einer Schrift von 1523 gesagt – ›Christus ist der erste Priester worden des Neuen Testaments ohne Rasur, ohne Salbung, ohne jeden Charakter und ohne alle jene bischöfliche Ordination, und er hat Apostel und alle seine Jünger zu Priestern gemacht ohn' all solche Larve. Deshalb ist solche Larve und Ordination nicht nötig, und so sie vorhanden ist, ist sie nicht genug, daß du ein Priester wirst.«<sup>13</sup>

»Aber, Herr Luther, bei aller Sympathie für Ihre Ausführungen, stellen Sie jetzt nicht Karl Marx sozusagen von den Füßen auf den Kopf, wenn Sie aus ihm nun einen Lutheraner machen wollen?«

»Ganz so schlimm ist es ja nicht gewesen, außerdem ist das eine einzelne Aussage bei Marx, und er hat sich in seinen späteren Werken nicht mehr so mit religiösen Fragen beschäftigt, aber man muß diesen jungen Marx auch sehen und richtig verstehen.«

»Sie haben einmal gesagt, alle Obrigkeit ist von Gottes Gnaden. Nun haben gerade die Lutheraner – Sie verzeihen mir diesen Begriff – in der ehemaligen DDR sich damit – mit ihrer Obrigkeit – gar nicht abfinden wollen, und von Gottes Gnaden war sie wohl auch nicht. Haben Sie in diesem Falle nicht doch zu voreilig geurteilt?«

»Das ist eine schwierige Frage. Grundsätzlich war ich der Meinung, daß alle Obrigkeit von Gott verordnet sei; das steht schon bei Paulus im 13. Kapitel des Römerbriefes. Allerdings habe ich nie mit meiner Meinung zurückgehalten, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen, d.h. wo der Staat Anspruch auf die Gewissen der Menschen erhebt, da tut er unrecht. Und diese Grenze scheint mir hier überschritten worden zu sein.«

»Bei uns im Studio ist heute Martin Luther – der Reformator – zu Gast. Und wo ich schon einmal die Gelegenheit habe, mit Ihnen persönlich zu sprechen, muß ich auch ein Problem erwähnen, das gerade die Pastoren bewegt.

<sup>12</sup> Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie, MEW I, 18.

<sup>13</sup> WA 12, 179f.

Der Reformationstag ist allenfalls noch ein Gedanke, aber leider kein Feiertag. Er wird etwas lieblos gehandhabt und kaum jemand weiß eigentlich noch so recht etwas damit anzufangen. Sollten wir nicht besser darauf verzichten?«

»Ja, wenn Sie mich so fragen, würde ich die Antwort in einen weiteren Rahmen stellen. Der Reformationstag ist ja schon sehr früh begangen und offiziell – soweit ich mich erinnere – in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts in Sachsen eingeführt worden. Vorher hat man meinen Geburtstag oder Todestag gefeiert. Er ist aber – wenn Sie an die großen Feste 1817 oder 1917 denken – immer sehr einseitig begangen worden. Die jeweilige Generation hat ihre eigenen Vorstellungen hineingelegt und ihn entsprechend gefeiert. Und die Spuren – würde ich sagen – können in der Tat schrecken.«

»Wenn schon die Überlegung angestellt wird, ob wir überhaupt noch einen Reformationstag brauchen, dann könnte sich dahinter ja auch die Frage verbergen, ob eine spezifisch lutherische Kirche sich nicht überlebt hat. Wie sieht überhaupt ein Kirchenverständnis aus, das zu Recht ihren Namen trägt?«

»Ich habe in meiner Schrift über die Konzile und Kirchen von 1539 folgendes gesagt – und diese Worte würde ich gerne wiederholen, weil ich meine, sie gelten heute wie eh und je noch: ›Ich glaube, daß da sei ein christlich heilig Volk‹ – wenn man diese Worte gebraucht hätte, ›so wäre aller Jammer leicht zu vermeiden gewesen, der unter dem blinden undeutlichen Wort ›Kirche‹ ist eingerissen, denn das Wort ›christlich heilig Volk‹ hätte klar und gewaltig mit sich gebracht sowohl Verstand wie Urteil, was Kirche oder nicht Kirche wäre. Denn wer da hätte gehört dieses Wort ›christlich heilig Volk‹, der hätte flugs können urteilen: Der Papst ist kein Volk, viel weniger ein heilig christlich Volk, so auch die Bischöfe, Pfaffen und Mönche, die sind kein heilig christlich Volk.«<sup>14</sup>

»Und was bedeutet das für den Reformationstag 1990?«

»Das heißt, meine ich, daß das Prinzip der Reformation weiter gilt. Wie es ja nicht nur im 16. Jahrhundert die Reformation gegeben hat, die auf meinen Namen zurückführt. Wenn Sie genau hinsehen, hat es zu allen Zeiten Reformbewegungen gegeben – angefangen bei Marcion und Montanus in der Urkirche, die ein gereinigtes Evangelium, eine gereinigte Kirche haben wollten, bis hin zur Mönchsbewegung und zu den Bettelorden der Franziskaner, Dominikaner – alle wollten die Kirche erneuern. Und mit der Reformation ist im 16. Jahrhundert nicht Schluß. Sie gilt nach wie vor, um Wildwuchs auszumerzen, und sie gilt nicht nur für die katholische Kirche, wie damals, sondern auch heute für die evangelisch-lutherische Kirche.«

»Martin Luther, ich bedanke mich für das Gespräch und dafür, daß Sie den weiten Weg zu uns ins Studio gewagt haben.«

Dr. Matthias Viertel, Evang. Rundfunkreferat der norddeutschen Kirchen,  
Fleethörn 32, W-2300 Kiel 1

<sup>14</sup> Vgl. WA 50, 625, 3–11.